

Das Neustädter Ländchen

Blätter für Heimatkunde

Beilage der „Nordmährischen Rundschau“ Mährisch-Neustadt

167. Folge

17. Juli 1940

167. Folge

Landsleute!

Vor 20 Jahren, am 5. September 1920, erschien unsere 1. Folge. Das Warum steht im Geleitwort: „Höchstes Ziel muß sein, die Heimatliebe in solchem Grade zu stärken und zu steigern, daß jede ver-ruchte Hand, die nach unserem unersehblichen Heimatgute zu greifen wagt, an Weißglut greife; denn alles Elends größtes ist: heimatlos sein. Drum, Landsleute, helft hegen das „Neustädter Ländchen!“ — Die daheim und besonders jene in der Ferne haben diesen Ruf verstanden und wenn schon nicht mitgearbeitet, so doch lebhaft Anteil genommen, daß jede Verspätung einer Folge sofort Reklamationen bei der „Nordmähr. Rundschau“ eintrug. Freilich, als diese ins Wanken kam, gab es der Unregelmäßigkeiten so viele, daß der bietende wie der aufnehmende Teil unserer „Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde im Mähr.-Neustädter Ländchen“ in der Anteilnahme erschlaffte, bis es so weit war, daß es Erstaunen auslöste, wenn doch wieder einmal ein „Ländchen“ erschienen ist. Schließlich verschüttete die große Wende im politischen Geschick unserer Heimat das Vergangenheitsbrunnlein, so daß die letzte Folge (166) vom 16. Juli 1938 datiert.

Die Behauptung, wir hätten darob, daß wir das Reich gefunden haben, die Heimat vergessen, ist hoffentlich pessimistisch; ja sie darf auch nicht in Bruchteilen wahr werden, weil wir 1. Grenzland geblieben, sogar mehr denn je geworden sind — und das verpflichtet! 2. Viele in alle Gauen des endlich offenen deutschen Vaterlandes in fast bedenklich großer Zahl abgewandert sind, weshalb die geistige Verbindung mit der Heimat um so notwendiger wird, eine Verbindung, die von der „Nordmähr. Rundschau“ hinsichtlich der Tagesneuigkeiten in gesteigertem Maße gepflegt wird, die aber vertieft werden muß durch den Blick auf das Gestern, der das Vätererbe würdigen lehrt, geschichtlichen Sinn weckt und besonders die Jungen im hastigen Heute vor der Entwurzelung bewahren muß. Da wollen bescheiden, aber beharrlich unsere heimatkundlichen Blätter allmonatlich einiges

Zucker

Zur Geschichte der Zuckerindustrie in Nordmähren

Von Franz Schiel, Ponsdorf.

Der Zucker hat seine Heimat in Indien, weshalb ja auch das Wort indischen Ursprungs ist. Durch die Araber kam er nach Europa, wo er zuerst als Medizin verwendet wurde; denn im Mittelalter liebte man scharfgewürzte Speisen und verschmähte die Süßigkeiten. Der Handel mit den Gewürzen war für die Kaufleute eine Goldquelle; darum hieß sie auch das Volk spöttisch „Pfeffersäcke“.

Wer etwas Süßes brauchte, nahm Honig, kaufte sich Lebkuchen und trank einen Met.

Die erste Zuckerfabrik besaß im Jahre 1550 Holland. Deutschland folgte 1572 mit einem Unternehmen in Augsburg. Die Religionswirren, der Dreißigjährige Krieg und die innere Ohnmacht des Reiches hemmten jeden Fortschritt und jeden Unternehmungsggeist. Da entdeckte 1745 der Berliner Apotheker Marggraf in der weißen Runkelrübe 6.20 Prozent Zucker, in der roten bloß 4.5 Prozent. Dieser Tatsache schenkte man keine Beachtung, weil man genügend Zucker (Rohrzucker) über Hamburg einfuhrte.

In unserer Heimat bereitete 1750 der Oskauer Ortsrichter Franz Breiter aus Ahornsafte einen Zucker, den er zum Trinken und zur Bienenfütterung benützte. Johann Herold von Oskau gewann alle Jahre einen Eimer Ahornsafte (56 Liter). Zur selben Zeit bestand in Fiume die erste Zuckerraffinerie.

Um 1770 suchte man Zucker aus Honig, Möhren, Pastinakwurzeln, Rosinen und Rohl herzustellen. Die Erzeugung war langwierig und verteuerte so die Ware. Die Bienenzucht war bei uns recht rückständig, konnte daher nicht genügend Stoff liefern.

1778 besaß Triest eine Zuckerfabrik, 1784 Klosterneuburg und in Böhmen zählte man zwei. Da stellte auf Betreiben des österreichischen Ministers Grafen von Saurau der Professor Jaquin im Wiener botanischen Garten aus Runkelrüben Zucker her; nun baute Ries 1802 eine solche Fabrik in St. Pölten, die aber während der Franzosenkriege einging.

In Berlin versuchten 1796 die Gelehrten aus Ahornsaft Zucker herzustellen. 1799 bestand in Magdeburg eine Fabrik für Runkelrübenzucker. Aus 53 Pflanzen wollte man damals Zucker erzeugen (von saftigen Maisstengeln, Weintrauben, Erdäpfeln, Petersilie, Quecken, Äpfeln, Birnen, Pflaumen, Brombeeren, Maulbeeren, Birkenensaft, Kastanien, Haser, Gerste, Erbsen und Malz). Die Kontinentalsperre (1806—1813) verteuerte den englischen Zucker so, daß man in Oesterreich Fabriken errichtete, die aber rasch wieder eingingen. In Kanada und Japan, wo Ahornbäume wachsen, die im Jahre 150 Liter Ahornsaft ergaben (= 3 kg Zucker), gab es viele solche Zuckerfabriken; Kärnten besaß eine solche seit 1767. Bei uns in Nordmähren nahm man dazu den Saft vom Silber- und Zuckerahorn.

Ein Silberahorn von 30 Fuß Höhe gab in 5 Tagen 33 Wiener Maß Saft, der dann bis zur Hälfte eingekocht, geseiht und eingedickt wurde. Freistehende Spitz- und Bergahorne lieferten den meisten Saft, nicht aber solche im dichten Wald oder auf hohen Felsen. Die Löcher, die man schief in den Stamm bohrte, schadeten nicht den Bäumen; nur durfte kein Wasser in das Bohrloch dringen. Zuerst zeigte sich ganz brauner Saft, der nach einiger Zeit klar und wasserhell wurde. Täglich rechnete man auf einen Baum 2—4 Maß.

Nun setzte man überall Ahornbäume an den Weg- und Straßenrändern. Die Herrschaften Hohenstadt, Eisenberg und Wiesenberg entschlossen sich, solche Fabriken zu errichten, damit kein Zucker von England eingeführt werde; denn der Kaffeegenuß stieg überall rasch an und benötigte viel Zucker. Im Chrudimer Kreis entstanden die ersten Ahornzuckerfiedereien, die unseren in Nordmähren als Vorbild dienten.

Kaffee kochten die Leute aus Erbsen, Eicheln und Bohnen. In der Umgebung von Mähr.-Schönberg baute man die Pflanze *Astragalus balticus* an und erzeugte den „Astragalkaffee“ — eine Besonderheit Nordmährens. Auch Del suchte man bei uns aus Mohn, Kaps, Pflaumenkernen und Tabakpflanzen herzustellen; bei Joslowitz

in Südmähren baute man versuchsweise Reis an — eine unternehmungslustige Zeit!

Ein Ahornbaum von 60—100 Jahren ergab im Jahre 2 Pfund Zucker, ein Zentner Runkelrüben dagegen 1 Pfund Rohzucker und 5 Pfund Sirup (in Schlesien erzeugte man aus Runkelrüben Bier), ein Maß Bergahornsaft lieferte 2—3 Lot braunen Zuckers. Vom Birkenensaft bekam man einen braunen Sirup mit salzigem Nachgeschmack.

Die vielen Versuche, die man überall anstellte, erzeugten im Volke eine Furcht, daß die Lebensmittel knapp werden könnten. Die Erzeugung von Zucker war die treibende Kraft aller Erfinder und Denker.

1812 ergab die Ahornzuckerfabrikation auf den Herrschaften Freudenthal und Eulenberg folgendes Ergebnis: am 28. März bohrte man in Karlstal 200 Bäume an; der stärkste Ausfluß zeigte sich bei warmem Wetter von 11 Uhr bis 4 Uhr am Tage; wenn die Bäume zu treiben anfangen, war der Saft trüb und bitter; ein Baum gab in 24 Stunden 8 Maß. Die 200 Bäume ergaben 117 Eimer Saft = 80 Pfund Rohzucker, das Pfund zu 1 fl 13.25 fr.

Im Revier Passaf wurden am 13. März 464 Bäume angebohrt, die durchschnittlich 50—200 Jahre alt waren. Das Ergebnis betrug 209 Eimer 17 Maß Saft = 190 Pfund Zucker, das Pfund zu 1 fl 54.75 fr.

Im Zechaner Revier bohrte man am 28. März 520 Bäume an; die Ernte lieferte 261 Eimer 9 Maß Saft = 243 Pfund Rohzucker, das Pfund zu 1 fl 54.75 fr. Der Saft kam nach Plumenau-Pröbniß, wo eine Raffinerie war; eine andere befand sich in Eisgrub.

1813 besaß die Herrschaft Hohenstadt folgende sechs Zuckerhütten: Im Kohlhaugraben (Revier Nikles), an der Tschödrichlahn (Revier Hohenfluß), bei Janauschendorf (Revier Weißwasser), eine bei der Drosenauer Brettsäge, eine im Hochsteiner Revier, eine im Tattenitzer Revier. Diese Fabriken sowie die im Chrudimer Kreis und fünf andere in Böhmen stellten bald den Betrieb ein, als nach der Kontinentalsperre wieder von England der Zucker kam, mit dem unsere Erzeugnisse nicht wetteifern konnten.

Das Elend, die Verarmung des Volkes nach den napoleonischen Kriegen sowie der Geldkrach lähmten bei uns den Unternehmungsgeist und verhinderten jeden wirtschaftlichen Aufstieg.

1830 baute der Graf Colloredo-Mannsfeld eine Zuckerfabrik für Runkelrüben in Rautendorf bei Staaz (Niederdonau). Eine Kommission von Wien sollte hier das Verfahren studieren, doch wagte sich niemand im Cholerajahr von der Großstadt weg.

Ein eigenes Mißgeschick waltete damals in Oesterreich, das unter dem Metternich-System so schwer litt: kein Geld, kein Kredit, keine

geschulten Arbeitskräfte, keine Energie — dafür Grabesruhe und zähes, statres Festhalten an den alten Ueberlieferungen; jeder Fortschritt sollte unterbunden werden. Verlangten doch im Jahre 1815 die Weber von Deutsch-Liebau eine eigene Zunft im alten Geiste; es hatte fast den Anschein, als ob Oesterreich zurückginge.

Trotzdem verzagten die Männer des Fortschrittes nicht und hofften auf bessere Zeiten. Da muß man die Arbeit und die Fürsorge der Adeligen in den Sudetenländern hervorheben, die als Lehrer und Wegweiser die neuzeitlichen Bestrebungen förderten. Die Bauern waren leider zum großen Teil rückständig und standen dem Rübenbau noch teilnahmslos gegenüber. Die Engländer trachteten mit allen Mitteln, die österreichische Zuckererzeugung niederzuhalten.

1832 zählte Oesterreich 19 Fabriken, davon 6 in Böhmen, eine in Mähren, 3 in Galizien, 6 in Ungarn. Aus 1 Zentner Rüben = 56 kg erzeugte die Fabrik 3 Pfund Zucker und 3 Pfund Sirup.

Der erste Musterbetrieb, der den anderen Fabriken als Vorbild diente, war die Seelowitzer Zuckerfabrik aus dem Jahre 1838; mit dieser wurde unser Heimatland führend auf dem Gebiete der Zuckererzeugung. Nicht weniger als 13 Fabriken wurden in Mähren während der nächsten Jahre errichtet, die 1846 zusammen 814.000 q Zucker herstellten (die 31 Fabriken in Böhmen nur 693.000 q).

Der Dampfbetrieb, gute Maschinen und bessere Rüben brachten endlich den ersehnten Aufschwung. Das Jahr 1848 stürzte die Systemwirtschaft Metternichs und befreite das Land und unser Volk von einer verderblichen Führung.

Der Anbau der Zuckerrüben kostete viel Arbeit und Mühe, ehe er in die Dorfgemeinden drang; es war ein dornenreicher Weg, der viel Kummer, Sorgen, bittere Enttäuschungen sowie Spott und Hohn jenen brachte, die die ersten Anbauversuche in den Gemeinden machten.

Im Jahre 1852 konnte die Zuckerfabrik in Mähren = Neustadt errichtet werden, die aber von den Herrschaften mit Rüben versorgt wurde; denn sie waren die Bahnbrecher der neuen Zeit und begannen als erste mit dem Anbau der Zuckerrüben; die Bauern folgten langsam nach, zuerst im Flachlande und dann im Gebirge.

So treffen wir 1854 in Meedl die ersten Rüben im Hausgarten des Wilhelm Raschendorfer, 1864 in Pinke beim Lindenhofbauer Zohner, während der Besitzer der Zuckerfabrik Caspar Wilhelm Fleischmann die Rüben in großen Mengen auf den gepachteten Meierhofgründen der Liechtensteinischen Herrschaften anbaute. Erst um 1870 hatte die Rübe die Orte um Neustadt erobert und drang langsam gegen Norden in die Berge.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Zuckerindustrie in Nordmähren

Von Franz Thiel, Ponsdorf.

Fortsetzung und Schluß.

Man hatte mit dem Anbau dieses Neulings keine Erfahrungen und tappte im Dunkel der Unwissenheit. Manche streuten den Samen wie das Getreide auf den Acker und eggten ihn ein; da war das Säen und Hacken sehr schwer. Andere bohrten mit dem Finger ein Loch in die Erde, legten den Samen hinein, bedeckten ihn mit Erde

und traten mit dem Fuß darauf; das ging sehr langsam. Da kamen nach einiger Zeit die „Ganzgescheiten“ auf den Gedanken, mit einem Holzrechen zuerst Zeilen zu machen und in die Rinnen den Samen zu legen; nun war das Säen und Hacken viel leichter.

Als der Same mit der Maschine gesät wurde, „vereinzelten“ die Leute die Zeilen, weil sie zu dicht standen; zum Auflockern der Ackererde zwischen den Zeilen benützte man Maschinen. Bei der Ernte gebrauchten die Leute zum Herausnehmen den Spaten, den Rübenstecher und schließlich den Pflug.

Um 1880 bauten die Bauern im Teßtale (Gemeinde Frankstadt) die ersten Rüben an — es war ein Mißerfolg; einige verzweifelten und warfen die Flinte ins Korn, andere dagegen probierten und versuchten, ob das Wagnis nicht doch gelingen würde. Allgemein hieß es, daß die Ackererde von Frankstadt nicht geeignet sei für die Zuckerrübe, da sie zu wenig Humus und Wärme habe. Josef Lukas versuchte sechsmal den Anbau der Zuckerrübe, bis er einen Erfolg erzielte.

In Littau war 1870 von einer Aktiengesellschaft eine Zuckerrübenfabrik erbaut worden; zehn Jahre später übernahmen auch die Neustädter Fabrik Aktionäre, so daß Bauern, welche Anteile kauften, sich verpflichten mußten, durch eine Reihe von Jahren Rüben anzubauen und sie nach Neustadt zu liefern; man hieß sie „Kontrahenten“. Die Rüben- und Zuckerpriese ergaben in Zentnern zu 100 kg in der Zeit von 1880 bis 1900 folgendes Bild:

Rübenpreise

Jahr	gewöhnlich	für Aktionäre	Zuckerpreis
1880/81	1 fl 15 kr	1 fl 35 kr	33 fl
1890/91	1 fl — kr	1 fl — kr	15 fl 09 kr
1900/01	— fl 85 kr	— fl 88 kr	11 fl 92 kr

Bis 1899/1900 betrug die Steuer bei 100 kg Rohzucker 13 fl, später 19 fl.

Die meisten Zuckerrüben bauten die Meierhöfe an, die im Herbst an die Bauern Rübenblätter als Viehfutter verkauften; man gab sie nur Milchkühen und steigerte so den Ertrag der Viehzucht. Um sie gut zu „konservieren“, hing man die Blätter zwischen den Staketen des Zaunes auf oder schüttete mit einem Viertelforb im Garten kleine Haufen auf, die sich bis in den November hielten; auch die Schnittlinge waren ein gesuchtes Futter, die aber nur Rübenbauern bekamen. Dies war dann der Grund, daß nach 1895 der Anbau der Rüben stark zunahm.

Die Zuckerrübe veranlaßte die Bauern, die Aecker tief zu pflügen, da ja die Rüben weit in das Erdreich gehen. Mit der Anwendung des Kunstdüngers besserten sich die Erträge des Bodens. Auch hier

galt es, viele Vorurteile und Fehlanfichten zu bekämpfen, die man gegen den Kunstdünger hatte. Längst sind diese Kämpfe vergessen, die mancher fortschrittliche Bauer mit den alten Zöpfern im Dorfwirtshaus, auf dem Felde oder auf dem Kirchenplatz führte; denn alles Neue setzt sich nur nach langem Ringen durch.

Kam der Herbst mit seinen sonnenklaren Tagen, mit der wunderbaren Himmelsbläue, dann entwickelte sich auf den Dorfstraßen ein reges Leben und ein Wagenverkehr, den sonst die stille Straße nie kannte. Rübenwagen ächzten unter der schweren Last: sie fuhren zur Fabrik oder zur Eisenbahnstation, die im ganzen Jahr keinen solchen Andrang zu verzeichnen hatte. Volle Waggone mit Rüben nahm der Güterzug mit, solche mit Schnitten brachte er von Neustadt zurück.

Nach 1900 sprach man von dem Bau einer Zuckerrübenfabrik bei Schönberg; sie wurde so wenig zur Wirklichkeit wie das Kreisgericht, der Bahnbau nach Römerstadt, die Talsperre bei Winkelsdorf und andere Pläne.

Die Zuckerindustrie und der Kaffee verdrängten aus den Dörfern langsam die Brotsuppen, die man im Teßtal bis 1895 zum Frühstück verzehrte. Würfel- und Staubzucker waren damals unbekannt, dafür kaufte man den Hutzucker, der aber teuer war; wollte die Mutter einen Staubzucker, so mußte sie ein Stück vom Hutzucker im „Mörtschl“ zerstampfen — eine Arbeit, die wir Kinder gerne besorgten.

Aus Sparsamkeit gebrauchten viele Frauen Saccharin, das aber in Oesterreich verboten war. Schmuggler brachten diesen Süßstoff über die preußische Grenze und handelten insgeheim damit. Die Frauen brachten trotz scharfer Grenzbewachung die Waren gut herüber und setzten sie in den Gemeinden ab. Die besten Schmuggler stellte die Ortschaft Schreibendorf, von der man sagte: „Sind einmal alle Schreibendorfer daheim, so ist der Jüngste Tag da.“ Denn war der Sohn daheim, so ging der Vater schmuggeln; einer aus der Familie war immer „auf Reisen“.

Der steigende Zuckerverbrauch änderte auch den Geschmack unserer Bewohner, die heute mehr als früher auf die Gewürze verzichten, dagegen das Süße bevorzugen.

So wurde aus dem indischen Zucker des Mittelalters ein wichtiges Nahrungsmittel, das wir heute gar nicht mehr im Haushalte entbehren können. Unsere Heimat nahm an der Entwicklung der Zuckerindustrie regen Anteil und räumte der Rübe eine bevorzugte Stellung ein, so daß sie heute neben dem Getreide das Heimatrecht besitzt.

(Quellen: Dr. Joh. Slokar „Geschichte der österr. Industrie und ihre Förderung unter Kaiser Franz I“. Dr. Joh. Ruz „Das Kirch-

spiel Meedl". „Vaterländische Blätter" 1810, 1811, 1813. Herrschaftsakte Hohenstadt im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv in Wien.)

Wie die Mährisch-Schlesische Landmunt.